"...das hat mich ausgehoben" : Ekel, Wissensordnungen und touristische Beherbergung

Autor(en): **Röthl, Martina Maria**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **109 (2013)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-358013

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 109 (2013), 184–202

«... das hat mich ausgehoben»

Ekel, Wissensordnungen und touristische Beherbergung

Martina Maria Röthl

Abstract
Touristische Strategien sind darauf ausgerichtet, Gästen Wohlbefinden zu ermöglichen. Daher laufen viele konkrete Praktiken aktiv bereister Menschen auf Ekelvermeidung hinaus. Touristische Räume müssen als «ekelfreie Zonen» eingerichtet werden. Ausgehend von Materialien, die die Lebenszusammenhänge Tiroler Privatvermieterinnen und Privatvermieter betreffen, lässt sich nicht nur das Zusammenspiel von tourismusinduzierten Veränderungsprozessen, lokalen Wissensordnungen und den je gültigen Definitionen von Abscheu und Ekel nachvollziehbar machen. Bezugnahmen auf Ekel sind auch als performative Akte zu verstehen, die sowohl Ordnungssysteme und Normen als auch ganz spezifische Wirklichkeiten und Wahrnehmungsmodi hervorbringen. Das Abjekte wurde im Folgenden gezielt dazu aufgegriffen, je komplexe, strategische Situationen und Orientierungspunkte sichtbar zu machen, entlang derer sich mitunter Subjektivierungsprozesse Bereister vollziehen.

Zugänge und Vorbemerkungen – Kapriolen hin zum Abjektiven

Gegenwärtig nächtigt ungefähr ein Fünftel aller Tirol-Touristinnen und -Touristen nicht in gewerblichen Beherbergungsbetrieben, sondern in privaten Unterkünften. Solche konnten sich im Zuge der massentouristischen Erschliessung des Alpenraums nach dem Zweiten Weltkrieg stark etablieren. Das seit 1959 gültige Tiroler Privatvermietungs-Gesetz[1] erlaubt es, bis zu zehn Betten zu vermieten.[2] Bei dieser Art von Beherbergung kommt es zu einem speziellen Nähe-Verhältnis zwischen Vermieterinnen und Vermietern und Gästen, Grenzen müssen ständig neu ausgehandelt werden. Dabei wird auch Bezug auf Wissensordnungen genommen,[3] die auf unterschiedliche Art und Weise und auf ganz verschiedenen Ebenen mit dem Phänomen des Ekelns korrespondieren. Ein erstes Beispiel soll zeigen, wie unvermutet Ekelerfahrungen dabei ins Spiel kommen können: Die Vermieterin Sonja R. bietet seit über dreissig Jahren Urlaub am Bauernhof in einem Tiroler Seitental an. Im Interview gab sie eine Anekdote zum Besten und griff dabei auf das relativ verbreitete Erzählmotiv des sich irrenden Stadtkindes zurück.

> «Und einmal haben wir Gäste gehabt, die sind mit in den Stall gegangen, also Kinder, so ein grösseres Kind, und dann hat der Mann gemolken und dann hat es gesagt: ‹Was? Die Milch kommt da heraus?› Es hat immer gemeint, die kommt von den Hörnern, jetzt trinkt sie keine mehr. [lacht] Na, ehrlich wahr!»[4]

Das Kind ekelt sich offenbar vor den fleischigen Eutern der Kuh und es beschliesst deshalb, auf das Nahrungsmittel Milch zu verzichten. In ihrer Kürze enthält die Sequenz Elemente, die auf kulturelle Dimensionen von Abscheu und Ekel verweisen bzw. auf deren «kulturelle Modellierung», die Ursache für Werte und Normen, Handlungen und Symbole in jeweiligen Systemen ist.[5] Im «System»

des Kindes sind die Hörner der Kuh positiv besetzt, zumindest erscheinen ihm diese sauber, rein und appetitlich. Die Euter hingegen stossen es ab, rufen in ihm Unbehagen hervor und fordern die Konfrontation mit dem Abjekten heraus. «It is thus not lack of cleanliness or health that causes abjection but what disturbs identity, system, order. What does not respect borders, positions, rules. The in-between, the ambiguous, the composite.»[6] Für unser Kind hier würde dies bedeuten, dass es seinen Ekel (bzw. den Entschluss des zukünftigen Verweigerns) dazu einsetzt, die Grenzen seines Körpers abzustecken und zu wahren[7] – die es durch das Trinken, das Einverleiben der hier so direkt und unvermittelt aus dem Gewebe des Tieres hervorsprudelnden Milch bedroht sieht.

Handlungen, die die Nahrungsaufnahme betreffen, sind durch das Phänomen des Ekelns reguliert. Utz Jeggle geht hinsichtlich von Speisen mit Pierre Bourdieu davon aus, «dass es dem einzelnen Geschmack nicht immer klar ist, dass auch er in habituelle Konzepte eingebettet ist. Der Habitus verknüpft Eigentümliches mit sozialer Erfahrung und lässt auch da an Eigenart glauben, wo bestimmte soziale Muster den individuellen Stoff längst durchwirkt haben.»[8] Für die Untersuchung zu diesem Beitrag wurden Ekelwahrnehmungen ‹durch alle Sinne› in den Blick genommen. Es zeigte sich aber, dass Befunde der volkskundlichen Esskultur- und Nahrungsforschung auf andere Perzeptibilitäts-Bereiche anwendbar gemacht werden können. Affekte wie Ekel und Abscheu sind grundsätzlich als Resultate gesellschaftlicher und kultureller ‹Gemachtheit› zu verstehen. Das Dechiffrieren von Konstruktionen ist aber nicht Ziel, sondern Ausgangspunkt der Auseinandersetzung.[9] Die zentrale Fragestellung, mit der ich hier die kulturelle Erscheinung des Sich-Ekelns verfolge, ist daher eng an die diesbezüglichen und jeweils gültigen Wissensvorräte bzw. an deren Veränderlichkeit geknüpft. Es wird zunächst ausgewiesen, welche Anknüpfungspunkte zum Thema Ekel greifbar geworden sind. Über die Bereiche der sprachlichen Wissensproduktion, über Körper, Raum- und Zeitbezüge, anhand gesellschaftlicher Hierarchien und jeweils unter dem Aspekt der Mechanismen von Wandel wird anschliessend erörtert, in welchem Verhältnis Bezugnahmen auf Ekeleffekte zu jeweiligen Wissensordnungen stehen. Gefragt wird vor allem danach, wie und unter welchen Umständen Definitionen von Abscheu und Ekel zu Parametern in unterschiedlichen Ordnungssystemen werden können und welche konkreten Denk- und Handlungsmodelle sich aus ihnen speisen.

Ekel trifft Privatvermietung – Emotionen und Affekte als Analysekategorie

Innerhalb meines Dissertationsprojekts zur Tiroler Privatvermietung[10] wertete ich biographisch- narrative Interviews aus, die mit Vermieterinnen und Vermietern, Menschen aus deren nahen sozialen Umfeld und darüber hinaus mit Touristinnen und Touristen geführt worden sind. Im Abgleich mit einer Materialbasis, die sich einerseits aus weiteren selbst generierten Quellen, andrerseits aus Repräsentatio-

nen verschiedener Öffentlichkeiten zusammensetzt,[11] wurden zunächst Analysekategorien entwickelt. In Anbetracht der Ambivalenzen, die sich zwischen touristischer Dienstleistung und professionalisierter Emotionsarbeit ergeben,[12] wird es wenig überraschen, dass «Emotionales» eine eigene Kategorie bildete. Aussagen zu ganz unterschiedlichen Gefühlen[13] wiesen darauf hin, dass Bereist-Sein ganz bestimmte Emotionskonzepte hervorzubringen scheint, mit denen die Wahrnehmung bzw. die Deutung der je eigenen Lebenswirklichkeit rekurriert. Dass der Privatvermieter Verband Tirol[14] z. B. seit dem Jahr 2000 das auf Abb. 1 gezeigte «Selbstklebende Abziehbild für das WC» vertreibt, deutet nicht nur auf eine gewisse Dringlichkeit hin.[15] Es spricht auch dafür, dass es erlaubt ist, sich appellativ an den Gast zu wenden, um die eigene Ekelerfahrung zu vermeiden. Über solche sprechen Vermieterinnen, als wären sie Bestandteil ihrer täglichen Routinen:

> «Und die sind … so Biertrinker gewesen, gell … und es hat auch so dementsprechend das Klo auch immer ausgeschaut. Und da bin ich immer noch in der Nacht um elf Kloputzen gegangen, weil es … wir herausmüssen aufs Klo, dass es sauber ist, weil es alles uriniert gewesen ist in dem Sinn.»[16]

Die Konfrontation mit Schmutz und Körperausscheidungen etc. scheint gleich einem Berufsbild zur Tätigkeit von Vermieterinnen zu gehören und im familiären Umfeld wird die Begegnung mit dem Ekelhaften offenbar auch thematisiert. Zumindest erzählt Anton B., Volksschullehrer in einem Wintersportort, in dem es kaum eine Familie gibt, in deren Haus nicht vermietet wird, dass Schulkinder ihm davon berichten, wenn Gäste «irgendetwas beschmutzen oder sonst was» und die Mutter deshalb geschimpft habe.[17] Interviewsequenzen, in denen Ekelerfahrungen thematisiert wurden, enthalten häufig auch Verweise auf eine besondere Leistung oder die grosse Opferbereitschaft der Erzählerinnen. Indem Ekel als Zumutung von aussen konnotiert wird, die es zu erdulden galt, erfährt die eigene Person gewissermassen eine Aufwertung.

> «Wenn sie [ein Gast] zu viel getrunken hat, hat sie ‹im Stuhl geschlafen› und der war in der Früh dann immer ganz nass, wie sie das Wasser nicht halten hat können. Mei, man hat schon viel mitgemacht. Ihr Mann, der J., hat immer gesagt: Rechne eine Nacht extra, die M. hat wieder ‹im Stuhl geschlafen›, der wollte das auch nicht richtig ansprechen, deshalb dann hab ich gewusst, es ist wieder alles nass und ich muss schauen, wie ich es wegkriege […] ich hätte mich nicht getraut da etwas zu sagen, aber natürlich hat sie gewusst, dass ich es weiss. … … das hat mich sehr belastet, ich weiss gar nicht, wie man das alles geschafft hat. Mei, man hat schon viel, viel mitgemacht.»[18]

Ebenso wie für den Bereich der Krankenpflege ist das Gebot emotionaler Zuwendung für die Tourismusbranche zwingend, was eine Gefühlsregulierung notwendig macht[19] z. B. den Gästen gegenüber zum Schweigen veranlasst. Im Interview hatte Silvia S. keine Bedenken, vom Inkontinenzproblem der Urlauberin zu erzählen. Sich bei der Indiskretion ertappend oder die eigene Tätigkeit nicht negativ bewerten wollend, brach eine andere Vermieterin aber verschämt den folgenden Satz ab: «Wenn du jeden Tag in der Früh in die Zimmer gehst und musst

Angst haben, dass dir irgendjemand ‹zuach'n g'spieben› [jemand erbrochen] hat … ….»[20] Dass Ekelreaktionen aber nicht unweigerlich physischer Nähe bedürfen, deutet sich im folgenden Beispiel an:

> «Einen Gast hatte ich, es waren eigentlich meine allerersten, nette, saubere und so … der war aber dann schon alt … und krank, hatte immer viel geraucht, so kranker noch auf Urlaub fahren [Kopfschütteln] …und in der Früh hab ich beim Kaffeemachen ihn schon immer durch die Wand laut husten und ins Waschbecken spucken gehört. Allein das zu hören, das hat mich ausgehoben. Und ich hab gewusst, ich bin wieder dafür zuständig … wieder den Schleim und Blut und die verpickten Haare aus dem Abfluss herauszuziehen, das war schon, … aber da kannst du nichts machen …. …. …. …. Und wenn er dann zum Frühstück gekommen ist, der hat ausgeschaut wie der Tod … … und dann so tun als wäre nichts, alles juhu und trallala im Urlaub.»[21]

Die Interviewpartnerin geht davon aus, dass ihr Ekel über das Hören bzw. eine erinnerte Nähe ausgelöst wurde.[22] Die Nähe von Leben und Tod offenbart sich entlang der Äusserungen des kranken Körpers.[23] Die angesprochene Unvereinbarkeit von Urlaubserlebnis und negativen Gefühlsregungen fordert nicht nur die Gefühlsregulierung. Touristische Räume müssen generell als ekelfreie Zonen erscheinen und sind entlang alltäglicher Tätigkeiten als solche einzurichten. Routinen, die auf Ekelvermeidung abzielen, stehen in je spezifischen Verhältnissen zu dem auf Ordnung und Hygiene bezogenen Wissen. Ekel, seine Definitionen in verschiedensten Kontexten, sind für Vermieterinnen und Vermieter aber auch gerade deshalb Thema, weil er für die Gäste nicht zum Thema werden darf.[24] Konrad Köstlin stellt – in Bezug auf Nahrung – die Frage, wer die Macht habe, die letztlich verkörperlichten, Ekel betreffenden Definitionen zu setzen.[25] Davon ausgehend, dass das, was für den Körper als gefährlich oder bedrohlich erachtet wird, aus dem historischen Erscheinen von Diskursen und den mit ihnen verknüpften Strategien und Praktiken resultiert, ist der Frage nach der Definitionsmacht immer auch im Hinblick auf je komplexe, strategische Situationen und auf jeweilige interessengeleitete Prozesse[26] nachzugehen.

«mir ist heute noch ein bisschen übel» – sprachliche Wissensproduktion

Auch wenn Vermieterinnen und Vermieter das Ekeln quasi in Kauf nehmen müssen, beschreiben sie ihre Arbeit überwiegend als positiv. In einem einzigen Gespräch kam eine absolut negative Haltung zum Ausdruck. Die heute über 80-jährige Laura N. hatte wenige Jahre vermietet und entschied sich dann, in einer Wäschemanufaktur zu arbeiten. Ihr Fazit zur Vermietung im Rückblick: «Na …, na …, wenn ich heute noch dran [an das Vermieten] denke, mir ist heute noch ein bisschen übel … [lacht] also heute würde ich sagen: Nie mehr wieder!»[27] Der körperliche Ekeleffekt, also der Brechreiz, wird zur Metapher für das Unbehagliche. Als Substantiv kam der Begriff «Ekel» im gesamten Material nur zwei Mal als solcher vor:[28] Eine Vermieterin nannte, das Hochdeutsche imitierend, einen besonders unangenehmen Gast «ein Ekel»[29] und eine 1908 veröffentlichte, touris-

muskritische Erzählung, die eindringlich zu schildern versucht, welche Fauxpas inmitten der Tiroler Bergwelt von Touristinnen und Touristen begangen werden und die sich als Beitrag zu einem alpinen Knigge verstand, erschien unter dem Titel «Die Alpenfahrt der Familie Ekel».[30]

Im Hinblick auf die Alltagssprache lässt sich erkennen, dass Neubewertungen anhand eines neuen Vokabulars greifbar werden. Die Begriffe «Toilette» und «WC» treten neben das in der Tiroler Umgangssprache gebräuchliche, eher unfeine «Klo». Erzählungen zu Missverständnissen und Missgeschicken wurden in Interviews mehrfach anekdotisch vermittelt, hier ein Beispiel:

> «Dann hat sie [die Touristin] ihn [den Sohn der Vermieterin] so auf dem Arm gehabt, so … dann hat er gesagt, ‹Roswitha, ich muss mundln›. Sie verstehen das, gell? Dann hat sie sich gedacht, ‹Mensch, er meint Murmelnspielen!› Das hat sie dann verstanden und dann hat sie sich gedacht, ja, das kann sie da jetzt nicht und dann hat sie gemerkt, wie es um der Hüfte warm wird [lacht].»[31]

Gemeinsames Merkmal solcher Geschichten ist, dass immer das Kind der Vermieterin und Vermieter als Verursacherin und Verursacher auftritt, die Gäste hingegen als Geschädigte. Die umgangssprachlichen, regional divergierenden und nun als ordinär geltenden Bezeichnungen für das Urinieren werden üblicherweise im Gespräch mit dem Gast vermieden. Die aus der deutschen Gebrauchssprache entnommenen Begriffe und Phrasen wie «pinkeln», «Pipi machen», «für kleine Mädchen müssen», «mal müssen» etc. lassen sich aber auch dort als in die Alltagssprache der Bereisten integriert vorfinden, wo Dialekt bereits die Zuschreibung eines schützenswerten Kulturgutes erfahren hat.[32]

Fremdes Essen, Schürzen und Gummihandschuhe – Körperkontexte

Hinsichtlich der gesellschaftlichen Funktion von Ekel interessiert vor allem, was innerhalb einer bestimmten Community als ekelerregend gilt und wie es – eingebettet in bzw. verknüpft mit anderen Kontexten – argumentativ als Ein- oder Ausschlusskriterium funktioniert.[33] Disziplinierung und auf Ekel bezogene Normierungsprozesse setzen aber bei Körpern an. Die Bindung an Körperlichkeit betrifft häufig nicht nur den Effekt, der körperlich wahrgenommen wird, sondern auch die Ekel auslösende Materialität, deren Bindung an Organismen bei näherer Betrachtung oft augenfällig wird und die – vorgestellt oder real – dem Körper zu nahe kommt. Zum Ekelanlass können sowohl unbekannte Nahrungsmittel als auch deren ungewöhnliche Kombinationen werden. Interviewpartnerinnen und Interviewpartner betonten aber auch, dass ihr Geschmack – das, was sie mögen und das, wovor sie sich ekeln – durch die von Touristinnen und Touristen mitgebrachten bzw. zubereiteten Speisen und Getränke beeinflusst worden ist. Von den Daten der Interviews ausgehend fällt weiters auf, dass mit Tourismus in Zusammenhang stehende pädagogische bzw. disziplinierende Effekte sich als Ergebnis der von Ulrich Raulff mit Bezug auf Norbert Elias beschriebenen «mitweltbezo-

genen Affektregulierung»[34] untersuchen lassen. Das heisst, dass Gewohnheiten in Bezug auf andere – «weil sie anderen lästig und peinlich sein könnten, oder einen ‹Mangel an Respekt› verraten» – bewertet wurden, wie dies Elias eigentlich für die Zeit bis ins 18. Jahrhundert feststellt.[35] Greifbar wird das beispielsweise, wenn eine Vermieterin erzählt, sie habe stets abwägen müssen, ob es nötig sei, sich nach der von ihr erledigten Stallarbeit zu duschen, um nicht Gefahr zu laufen, die Gäste durch üblen Geruch zu irritieren.[36] Zur Metapher der Grenzziehung, die sich am eigenen Körper manifestiert,[37] wird die eigene Haut. «Aufgebessert» und ergänzt wird diese z. B. durch die als «Vermieterinnen-Uniform» bezeichnete Kleiderschürze, die einerseits kennzeichnet und abgrenzt,[38] andrerseits Sauberkeit an sich vermitteln soll. Das Tragen von Gummihandschuhen hingegen scheint selbst beim Verrichten besonders ekliger Reinigungsarbeiten verpönt zu sein.[39]

Tourismus zielt auf Wertschöpfung. Das «fieberhafte Bemühen, Fremde abzusondern, sie einzusperren, auszuweisen oder zu zerstören», sie aus dem Glauben heraus zu bekämpfen, «die eigene Gesundheit gegen Krankheitsüberträger zu verteidigen»[40] wurde durch das ebenso fieberhafte Bemühen ersetzt, den eigenen Wohlstand durch die Anwesenheit von «Fremden» zu steigern. In dieser Konstellation wird dieses «Fremde» gewissermassen zum Massstab des «Eigenen» – dies nicht zuletzt in Bezug auf den eigenen Körper.

«Früher hast du jedes Loch vermietet » – räumliche Ordnungen

Ende der 1970er Jahre wandte sich ein Touristenehepaar mit einer Beschwerde an den örtlichen Tourismusverband. Stein des Anstosses war die Zahnprothese der Vermieterin, die nachts im gemeinsam benützten Badezimmer im Wasserglas lag und vor der sich das Pärchen entsetzlich ekelte.[41] Selbst ein artifizielles Objekt, hier der Zahnersatz, vermag es also, die Assoziation eines Körpers hervorzurufen, dessen Einheit nicht mehr gegeben ist. Selbstverständlich wissen wir nicht, ob die Begebenheit nach der Heimkehr als Urlaubshistörchen aufbereitet wurde und die unangenehmen Empfindungen letztlich lustvoll transformiert und zum schauderhaften Reiseabenteuer umgedeutet worden sind.[42] Fest steht allerdings, dass viele Urlaubsregionen daran gemessen werden, ob sie Ansprüchen an Abenteuer und Ursprünglichkeit gerecht werden. Ambivalent dazu gelten aber Hygiene und Makellosigkeit als Richtschnur. Medien transportieren und reproduzieren glatte Bilder zum einfachen, ländlichen und «authentischen» Lebensstil, vom Leben nah an der Natur. Ähnlich dem fremden Essen, das im Urlaub zu etwas Reizvollem wird, weil sich das Fremde in den Kontext des «Sich-Selbst-Ausprobierens» [Anführungszeichen im Original] verschiebt,[43] dürfte vieles, was aus heutiger Sicht als mangelhafter hygienischer Standard abgetan werden müsste, mit dem Touch von Ursprünglichkeit und Echtheit – noch dazu für wenig Geld – an die Urlauberin und den Urlauber gebracht worden sein. «Früher hast du jedes Loch vermietet, jeden Hennenstall, nicht?»,[44] so eine Vermieterin.

Tirol scheint lange Zeit in einer Mischung aus katholischer Rückständigkeit[45] und verwegener Wildheit auf Reisende gewirkt zu haben. So beschreibt etwa die 1791 durch Tirol reisende Malerin Marianne Kraus einen Gämsenblut trinkenden Wildschützen nicht voller Grausen, sondern mit Bewunderung.[46] Dem Protagonisten einer 1852 veröffentlichten Erzählung, einem Berliner Sommerfrischler vergällen hingegen umherschwirrende Fliegen den Genuss beim Verzehr des auf einer Tiroler Berghütte quasi als «Ethno-Food» eingeforderten, gebratenen Murmeltiers.[47] Die auf Natur, Verwesung, das Unzivilisierte der Umgebung verweisenden Insekten «pufften» ihm ins Gesicht und schienen zweifellos ekelhaft. Genuss, der in Authentizität und Nähe gesucht wird, kann durch ein Zuviel in Ekel umschlagen.[48] Weil nur das fremd und widerwärtig ist, was als solches definiert wird,[49] finden sich Touristikerinnen und Touristiker immer wieder in der Situation wieder, herausfinden zu müssen, was zahlenden Gästen überhaupt als fremd gilt und wie viel von welcher Art von «Fremdheit» evt. sogar erwünscht ist. Authentizität jeweils ästhetisch-adäquat zu inszenieren, stellt somit eine gewisse Herausforderung für Bereiste dar. Die «Hühneroma» aus dem Text von Gottfried Korff und Utz Jeggle von 1974, die «zahnlose ungepflegte Alte», die den Touristinnen und Touristen Schnaps in Krügen bringt,[50] mag wohl als Paradebeispiel für jemanden dienen, der eine solche vertretbare – und rentable – Form gefunden hat. Als die Tirol Werbung 2012 mit Bildern aus dem von ihr initiierten Kunstprojekt «Sightseeing» wirbt – FotografInnen waren beauftragt, das «authentische» Tirol abzubilden – regte sich indessen grosser Widerstand gegen das Motiv der Autobahnbrücke, das mit zerstörter Landschaft assoziiert wurde. (vgl. dazu Abb. 2). Als «zu» authentisch wurde wohl auch der Tiroler Bauernhof eingeschätzt, was im nächsten Beispiel eine Rolle spielt. Die Interviewpartnerin zeigt sich ob dieses Vorfalls Jahrzehnte später noch immer gekränkt:

> «Und wie die gekommen sind und das Gepäck einmal hinaufgetragen haben, da hab ich mir gedacht, ich seh nicht recht: Die hat einen ganzen Korb oder eine Schachtel, was sie gehabt hat, nur Putzmaterial .... mitgehabt und das hat mich eigentlich irgendwie irritiert, weil ich mir gedacht hab, die meinen, wenn es heisst, die kommen in, die fahren in Tirol auf einen Bauernhof, dass das alles dreckig ist, dass sie da muss zuerst selber putzen. Das hat mich ... da war ich dann ein bisschen ... ... distanziert.»[51]

Gebote der Reinlichkeit und Ordnung, sprich der Ekelvermeidung, die durchaus analog zu Michel Foucaults in «Ekel transformierte[m] Verbot»[52] gedacht werden können, kommen relativ früh zum Tragen. Sauberkeit als touristisches Kriterium findet man z.B. schon in August Kotzebues Beschreibung der Tiroler Sommerfrische von 1805. «In jedem Dorfe findest du mehrer gute, oft elegante, immer sehr reinliche Zimmer, mit weissen Betten versehen.»[53] Die ersten Organisationsformen des Tiroler Fremdenverkehrs nannten sich nicht Fremdenverkehrsvereine, sondern «Verschönerungsvereine».[54] Sauberkeit gilt zunehmend als Voraussetzung für den Urlaubsgenuss, auch öffentliche Räume werden dementsprechend gestaltet. Sukzessive mussten ehemalige Verhaltensweisen und Routinen

abgelehnt und abgelegt und in Verschränkung mit Fortschrittsdiskursen als ekelhaft denunziert werden.[55] Misthaufen, Jauche- und Senkgruben sowie wilde Deponien verschwanden, an ihre Stelle traten Kläranlagen und Recyclinghöfe, landwirtschaftliche Betriebe wurden zum Teil aus Ortskernen ausgelagert. Als Anfang der 1990er Jahre das Thema Umwelt- und Naturschutz tourismuspolitisch relativ viel Raum einzunehmen begann, führte das Institut für Verkehr und Tourismus Innsbruck eine überbetriebliche Auftragsforschung durch. Erklärtes Ziel war die Analyse des Umweltbewusstseins von Urlauberinnen und Urlaubern. Hier ein Auszug aus dem Tätigkeitsbericht:

> «Die Bedeutung des Urlaubsmotivs ‹Natur erleben› ist zwar lt. Umfragen in den letzten Jahren gestiegen, jedoch geht die Wertschätzung für die Natur nicht sehr tief; d.h. dass Urlauber für Umweltbeeinträchtigungen primär dann ein Auge haben, wenn sie eben augenfällig sind: herumliegende Abfälle, Verkehrsstaus, Grossbauten u.ä. […] Allerdings gibt es keine Anzeichen dafür, dass dadurch in nennenswertem Ausmass Reaktionen der Urlauber in Form eines Ausbleibens verursacht würden. Die ‹Schmerzgrenze› ist offenbar noch nicht erreicht.»[56]

Im Rahmen von Dorferneuerungsaktionen kommt es zur Umstrukturierung von Dörfern, gleichzeitig blieb das Dorf Gegenentwurf zur Stadt.[57] Die meisten Tourismusverbände beschäftigen heute Landschaftsgärtner, die Wanderwege frei halten, nichtbewirtschaftete Flächen mähen, Abfälle einsammeln und die generell für ein touristisch adäquates Erscheinungsbild der Dörfer bzw. des unmittelbaren Umlandes zu sorgen haben. Eine Privatvermieterin zur Veränderung der Dörfer:

> «Naja, die Dörfer haben sich schon was angetan, dass sie sich irgendwie besser präsentieren können. Der Verschönerungsverein usw., das war schon etwas, wo sich die Dörfer gemacht haben. Weil wie wir nach R. kamen, da hat es, das war ein richtiges Kuhdorf, richtiges Bauerndorf, war auch ganz schön, aber … wenn vor jedem Haus ein Misthaufen ist oder so, ist natürlich nicht günstig. Aber so find ich, die Dörfer haben sich schon entwickelt durch den Tourismus.»[58]

Ein moderneres Ekelmotiv als der Misthaufen ist das der gebrauchten Drogennadel, auf das im nächsten Beispiel Bezug genommen wird. Es zeigt noch deutlicher, wie bei der Disposition öffentlichen Raums auf Bilder des Ekels zurückgegriffen werden kann, um je eigene Positionen zu stärken: In einer kleinen Tiroler Gemeinde plante man im Jahr 2011 eine zweitägige Goa-Party mit internationalen DJs. Das Vorhaben wurde zum Politikum, die Veranstaltung konnte nicht stattfinden. Dagegen interveniert hatte auch ein regionales Wochenblatt: «Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass Junkies teilnehmen, die sich Rauschgift spritzen und die gebrauchten Spritzen im Gelände wegwerfen.»[59] Eine Interviewpartnerin bedauerte, dass so verhindert worden wäre, junges Publikum auf den Ort aufmerksam zu machen und konterte ihrerseits mit Ekelargumenten: «Ein Zeltfest stört niemanden, … wenn herumgekotzt und geschifft [uriniert] wird und danach überall die Kondome herumliegen … …na ja.»[60]

Alle interviewten Vermieterinnen und Vermieter wurden gefragt, woher sie

denn zu Beginn gewusst hätten, worauf es beim Vermieten ankäme. Ohne Ausnahme enthielten die Antworten zumindest einen Hinweis auf Ordnung und Hygiene. Was die Ausgestaltung der Privatvermietungen betrifft, so dienten Hotels als Prototypen professioneller Vermietung als Vorbilder. Dies speziell hinsichtlich sanitärer Anlagen, die insgesamt gar als «teilweise erst durch den Fremdenverkehr bekannt geworden» gelten.[61] Viele der interviewten Vermieterinnen und Vermieter hatten in irgendeiner Form im «Gastgewerbe» gearbeitet, bevor sie die Vermietungstätigkeit aufnahmen. Sie beriefen sich so auf die in Gasthöfen, Hotels und Restaurants gemachten Erfahrungen bzw. die dort erlernten Routinen und auch wenn Gäste früher von gewerblichen Beherbergerinnen und Beherbergern an Privatvermietungen weitervermittelt wurden, geschah dies nicht ohne entsprechende Instruktionen.[62]

Tourismus verändert sowohl öffentliche als auch private Räume. Vorstellungen darüber, was als schmutzig, als Verstoss gegen die Ordnung, als ekelerregend oder angemessen gilt, verändern sich parallel zu kulturellen Rahmungen.[63] In diesem Zusammenhang ist zu bedenken, dass Wahrnehmungsnormen von Kindern, die in Tourismusbetrieben oder eben in Privatvermietungs-Haushalten aufwachsen, entsprechend jeweils gültiger Standards hervorgebracht werden. Diesbezüglich, aber auch im Hinblick auf öffentliche Räume wird leicht vergessen, dass eigentlich erst drei Generationen von Tirolerinnen und Tirolern mit den durch das Aufkommen des Massentourismus für notwendig, dringlich und rentabel erachteten, massiv sichtbar und spürbar werdenden Veränderungen konfrontiert sind.

«Das ist gut genug!» Wann ist gut genug? – Zeitbezüge

An einigen Stellen wurde schon deutlich, dass es in Tirol Vorstellungen von einem stereotyp gesetzten «alten», einfachen und unkomplizierten Tourismus gibt, der Teil einer integrierenden Erzählung geworden ist.[64] Im dichotomen Denkmuster «früher – heute», mit dem empörten, belustigten oder nostalgischen Blick zurück, wird es möglich, Distanz zu etwas zu schaffen, was für Gegenwart und Zukunft nicht mehr gewollt ist und dementsprechend als nicht mehr gültig oder zutreffend markiert werden möchte. Wandel lässt sich unter anderem an Beschreibungen von Hygienestandards bzw. an Definitionen des Ekelhaften festmachen. 1901 verlangt beispielsweise ein anonym gebliebener und dem aufkommenden Tourismus sehr zugetaner Schreiber «Curse» für Touristen, damit diese Tirol besser kennenlernten und Missverständnisse wie folgendes vermeidbar würden: Bei einer Bahnfahrt über den Brenner merkte eine amerikanische Reisende an, Tirol sei «a little uncultivated» – und zwar, weil es in Hotels angeblich nur winzige Seifennäpfchen als Waschschüsseln gebe. Der Schreiber räumt ein, «dass dieser Zustand in grauester Vorzeit wohl bestanden hat», entkräftet den Vorwurf aber umgehend mit der Nennung zahlreicher touristischer Errungenschaften.[65] Auch der Interviewpartner Robert G. blickt auf eine Art graue Vorzeit, wenn er erzählt,

dass er und seine Grossmutter in den 1960er Jahren mitten in der Nacht das von ihnen benutzte Bett an zwei verspätet anreisende Touristinnen weitergegeben hätten, ohne das Bettzeug zu wechseln: «Dann sind die [die beiden Touristinnen] in das noch warme Bett hinein, da ist nicht überzogen worden. Gell [lacht].[66] Herr G., heute selbst Privatvermieter, liess ausserdem wissen:

> «Hetztig [witzig] ja, das war zum Beispiel ein Gästezimmer, wo wir jetzt da sitzen und wenn jetzt Gäste nur drei Tage geblieben sind, hat sie [die Grossmutter] nicht frisch überzogen. Da hat man drüber gestrichen, die Wäsche, … das Leintuch hat man glatt gezogen – sie hat gesagt: Das ist gut genug!»[67]

Ein «sauberes Image» hebt den touristischen Marktwert. Wollen Ekelerfahrungen ausgeschlossen werden, so stellt sich unweigerlich die Frage, was «gut genug» genau zu bedeuten hat. Im «Privaten Beherberger»,[68] der Zeitschrift des Verbandes der Tiroler Privatvermieter, wurden von Beginn an Hinweise und Ratschläge bezüglich der Reinlichkeit gegeben. Der Gast erwarte, so wird in der ersten Ausgabe 1965 berichtet, «mittleren Komfort», worunter zu verstehen sei, «dass die nötige Reinlichkeit, geordnete sanitäre Anlagen, entsprechende Waschgelegenheit, gute Betten und eine gewisse Annehmlichkeit […] vorhanden ist.»[69] Informationen zu Hygienestandards und zur Ausstattung der Unterkünfte bleiben fixer Bestandteil des Blattes. Es werden Tipps gegeben, wie oft Bettwäsche und Handtücher zu wechseln sind,[70] in welcher Weise das Frühstück «appetitlich» anzurichten ist[71] und wie Bettzeug – aus «Reinlichkeitsgründen» – bezogen werden soll.[72] Neu gesetzte Standards setzten sich relativ schnell und umfassend durch, dies auch deshalb, weil Beherbergerinnen und Beherberger miteinander konkurrierten.[73] Die Gefahr der üblen Nachrede, sprich die soziale Kontrolle entlang des ständigen Vergleichs mit anderen, spielte eine nicht zu unterschätzende Rolle.[74] Die Schaffung bzw. die Erhaltung von Ordnung und Sauberkeit in und um das Haus ist zudem einer der bestimmendsten Faktoren bei der Strukturierung von Zeit. Vom «Kloputzen bis zum Marketing»[75] sind Vermieterinnen für alle Aufgaben im Kleinbetrieb verantwortlich. Verstösse gegen die Reinlichkeitsnormen erlauben sie sich nicht. Gewissenhaftigkeit bindet Frauen ans Haus, über welches sie von aussen bewertet werden. Unter anderem deshalb, weil sich touristische Vorder- und Hinterbühnen im Privatvermietungshaushalt nur unscharf voneinander trennen lassen,[76] werden die hohen Massstäbe darüber hinaus auch für die privaten Räume übernommen.

Drecksarbeit und Schweinereien – Ordnungen, Differenz(ierung)en, Hierarchien

Sowohl auf einzelne Communities als auch auf «die Gesellschaft» an sich – trifft wohl zu, dass hinsichtlich ihrer Organisation bzw. der Installierung und Stabilisierung von Hierarchieverhältnissen auch Zuschreibungen wesentlich und bestimmend sind, die sich unter verschiedenen Aspekten auf Abstossendes, Schmutz und

Ekel beziehen.[77] Frau W. erzählte z. B. vom Versuch, Gäste – in diesem Fall sogenannte «Leiharbeiter» – weiterzuvermitteln, für die sie selbst zu diesem Zeitpunkt keine Zimmer mehr frei hatte. Die Be- bzw. Abwertung anderer Vermieterinnen und Vermieter funktioniert zunächst über deren mangelnde Bereitschaft, Schmutz als Teil ihrer Aufgabe zu akzeptieren:

> «In Gottes Namen, ja, dann fragen die: ‹Sind sie wohl anständig und sind sie wohl nicht dreckig oder grauslich?› … Und was hat die eine gesagt – die ist aber gleich alt wie ich – tun sie wohl nicht rauchen? Dann ist mir die Geduld gerissen, das ist fünf Minuten so gegangen. Sind sie wohl eh sauber und so und dann hab ich gesagt … […] jetzt irgendwo musst du dir überlegen, entweder willst du vermieten oder du musst es, du musst es lassen.»[78]

Bezug genommen ist aber auch auf die Zuschreibung, Leiharbeiter seien unter Umständen schmutziger, «grauslicher» als die beliebteren (weil evtl. zahlungskräftigeren?) Urlaubsgäste. Sowohl wem zugeschrieben wird, Ekel auszulösen oder zu verantworten,[79] als auch, wer Ekel erdulden muss bzw. mit dessen materiellen Ursachen konfrontiert ist, steht für gewöhnlich[80] in der Hierarchie weit «unten» – oder in umgekehrter Richtung: Wer seine eigene gesellschaftliche Position relativ «niedrig» einschätzt, ist scheinbar aus einem unhinterfragten Selbstverständnis heraus eher dazu bereit, Schmutz zu beseitigen. Hier eine Vermieterin, die in den 1960er Jahren in eine Privatvermietung eingeheiratet und diese sukzessive von der Schwiegermutter übernommen hat:

> «Ich bin aus einem armen Haus heraus … mit zehn, äh sechs Geschwistern, ich hab keinen Vater gehabt, weil der gestorben ist, die Mami ist da gestanden. Ich hab da eingeheiratet und ich war … dankbar, jeden Tag war ich dankbar. […] Und ich bin eine, die es gern sauber hat, ich mag das gern, ja [..:] ich habe viel geputzt, sehr viel geputzt, ja.»[81]

Auch in diesem Zusammenhang wurden Vergleiche zum Hotel angestellt, in dem es für «die Drecksarbeit Angestellte»[82] gäbe, die jene Aufgaben erledigten, «für die man ja gar keine Österreicher mehr finden täte».[83] Die Verknüpfung positiver Charaktereigenschaften wie Verlässlichkeit oder «Anstand» mit Reinlichkeit und Ordnungsliebe spiegelt eine hygienebasierte Weltsicht wider, wie sie sich in etwa ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auszubilden begann.[84] Die Nichteinhaltung der Ordnung ist gleichzusetzen mit «Zeitverlust, Verwirrung, Sünde, Gefahr, Krankheit und Verderben: Chaos».[85] Gemeinsame Vorstellungen von Ordnung oder Unordnung, von Ekel oder Verträglichkeit schaffen Gemeinschaft. Nationale oder ethnische Stereotype sind eine mögliche Rahmung, um Zusammengehörigkeitsgefühlen oder eben der Abgrenzung zum/zur je Anderen Ausdruck zu verleihen. Was die Reinlichkeit angeht, so erzählte eine Vermieterin beispielsweise, dass «die Franzosen», die schlimmsten gewesen seien «weil die haben den ganzen Dreck unter die Betten hineingeworfen».[86] Am besten schneiden «die Deutschen» ab: «Und die Deutschen sind ja, also ich persönlich habe nichts gegen die Deutschen, muss ich sagen. Er [gemeint ist der deutsche Gast] ist sauber, er ist ordentlich, er ist verlässlich.»[87]

Auch die Orientierung an gängigen Geschlechterstereotypen bestätigte sich bei der Auswertung der Interviews mehrfach. Über die Hälfte der Interviewpartnerinnen hatte z. B. über gewisse Zeitspannen hinweg Care-Tätigkeiten, meist die der Altenpflege, übernommen. Obwohl physische und psychische Belastungen ausführlich geschildert wurden, strichen Vermieterinnen die Vereinbarkeit mit der Vermietungstätigkeit als positiv heraus. Rein von Männern betriebene Privatvermietungen gibt es in Tirol kaum,[88] Ehemänner, Söhne und Brüder sind in Arbeitsprozesse aber in ganz unterschiedlichen Ausmassen eingebunden. Dass die Verteilung von Aufgaben vielfach entlang bestimmter symbolischer Markierungen verläuft,[89] wird etwa deutlich, wenn Männer die Abfälle zur Entsorgungsstelle bringen, meist aber die Frauen den Müll sortieren und bündeln.[90] Ekelträchtige Routinearbeiten führen tendenziell eher Frauen aus, Männer schreiten bei Härtefällen – dem verstopften Abfluss, der überlaufenden Toilette – ein.

Hierarchien zwischen Gästen und Gastgeberinnen und Gastgebern leiten sich aus dem Dienstleistungsverhältnis an sich ab. Analog zu der von Gudrun Silberzahn-Jandt angedachten «Kultur der Pflegenden» lässt sich eine Kultur der touristischen Dienstleistung denken,[91] deren Ideale und Bilder ebenso unterschiedlich sind wie jene von kranken und gesunden Menschen. Unter diesem Gesichtspunkt sind spezielle dispositive Bedingungen der Privatvermietung auszuweisen: Anders als in Hotel oder Pension ist die Person, die Mülleimer entleert, Müll sortiert, Toiletten reinigt und Betten frisch bezieht, jeweils dieselbe, die für Empfang, Service und Animation zuständig ist. Durch die überblickbare Anzahl der Gäste gibt es in der Privatvermietung ausserdem kaum Distanz durch Anonymität.[92] Auf Touristinnen und Touristen, die sich für die Privatvermietung entscheiden, trifft zudem verstärkt zu, dass sie – mit Konrad Köstlin formuliert – die intime Erfahrung «in der Unvermitteltheit der urlaubigen Bergwelt suchen, bei Eingeborenen».[93] Gäste, besonders Stammgäste, wünschen sich Ursprünglichkeit, Nähe und Gemeinschaft. In Emotionskonzepten scheint zudem die Vorstellung eingeschrieben, dass positiv besetzte Gefühle wie Liebe, Zuneigung oder generelles Wohlwollen etc. Ekel verhindert. Dies eröffnet sowohl Vermieterinnen und Vermietern als auch Gästen die Möglichkeit, Sympathie mit «Nicht-Ekeln» zu belegen oder zu beweisen. Eine Vermieterin, deren Sohn vom Down-Syndrom betroffen ist, erzählt beispielsweise: «Es hat auch Gäste gegeben, die haben den [den Sohn] mitgenommen und haben mir den versorgt, wenn ich keine Zeit gehabt habe. Haben ihn gewickelt und alles, … … … muss ich auch sagen.»[94] Im Bereich der Privatvermietung sind die Regeln und Grenzen dessen, was als «Go» oder «No-Go» zu gelten hat, weniger klar definiert als in gewerblichen Unterkünften und sie müssen daher jeweils situationsbezogen und vor dem Hintergrund eigener Wertvorstellungen ausverhandelt und legitimiert werden. Dazu ein Beispiel, in dem eine Ekelerfahrung im Zusammenhang mit Menstruationsblut geschildert wird, welches quasi als «*das* [kursiv im Original] Abjekt des Kulturprozesses»[95] aufzufassen ist:

«Einmal, da hat einfach ein fremdes Fräulein, die hat nicht ins Haus gehört, bei zwei jungen Männern im Doppelzimmer geschlafen und ist dann ganz frech mit ihnen zum Frühstück gekommen, hab ich noch gar nichts gesagt. Ich bin dann runter, wollte das Zimmer machen … … mei, da hat es ausgeschaut! Überall Blut – im Bett, auf den Leintüchern, sogar auf dem Lichtschalter. Die haben da geschnackselt zu dritt und sie hat die Regel gehabt … … so eine Schweinerei zurückgelassen, hab ich mich gegraust [geekelt]! Da hab ich gesagt: ‹So nicht mit mir! Das könnt ihr selber putzen, ich nicht!› … …. Ich hab ihnen Putzzeug gegeben, haben sie dann auch gemacht, war ihnen schon zu blöd.»[96]

Bemerkenswert scheint hier vor allem, dass die Ordnung offensichtlich aufgrund von Moralvorstellungen, auf die sich die Vermieterin beruft, durcheinandergeraten ist. In einem Hotel wäre die junge Frau, die kein zahlender Gast war, des Hauses verwiesen worden oder man hätte ihr die Übernachtung verrechnet. Hinsichtlich des verschmutzten Zimmers wäre aber Diskretion zu erwarten gewesen.[97] Die Privatvermieterin hingegen hätte in diesem Fall die blinde Passagierin im Haus grosszügig toleriert. Im Interview rechtfertigt sie ihre Empörung sowohl mit der sexuellen Handlung in einer Dreierkonstellation als auch mit ihrem Ekel. In der Konfrontation mit den Gästen stützt sie sich argumentativ-rhetorisch aber ausschliesslich auf das ihr zugemutete Ekelerlebnis.

Resümee und Ausblick

Normierung funktioniert über allgemeingültige und durchwegs anerkannte Regeln. Ekel, so Utz Jeggle, sei eine der Grundlagen für Kultur, denn: «ohne Ekel keine Schranken, keine Regeln, keine Tabus».[98] Was den Bereich der touristischen Beherbergung betrifft, so existieren zum Teil – dies nicht zuletzt durch Kategorisierung und Prädikatisierung[99] – klar ausformulierte und verbindlich gemachte Vorgaben. Insgesamt sind diese, so dürfte deutlich geworden sein, auch anhand von Bezugnahmen auf Definitionen von Ekel und Ekelgrenzen zustande gekommen. Touristische Strategien zielen grundsätzlich darauf ab, dem Gast einen möglichst angenehmen Aufenthalt zu ermöglichen. Sowohl individuell als auch kollektiv bzw. tourismuspolitisch werden Interessen verfolgt, die Mechanismen bedingen, das Unangenehme, das Eklige zu vermeiden, es zu verbergen, zu kaschieren, es zu umgehen und ausgespart zu lassen. Die Welt ist um Tabubereiche herum konstruiert und organisiert, abgedeckt wird dabei auch die Realität menschlicher Gefühle. Als erlernter Automatismus ist Ekel ein protektionistisches Prinzip der Abschottung. Ontologisch ist er aber auch damit in Zusammenhang zu bringen, was er hervorruft – nämlich Hygienemassnahmen und ganz bestimmte Vorstellungen von Ordnung und Sauberkeit. Weiters weist Ekel eine lustvolle Dimension auf, die sich aus der Aussicht darauf ergibt, konstruierte Ordnungen und Einheiten aufzubrechen, was gleichzeitig einer kritischen Funktion von Ekel entspricht. Für den touristischen Bereich lassen sich diesbezügliche Indizien häufig entlang des schmalen Grates zwischen (der Inszenierung von) Authentizität und dem Abjekten isolieren.

Darüber hinaus können ausgehend von dem, wovor wir uns ekeln, einerseits Fragen nach Identität, Integrität und nach den Bezugspunkten der jeweiligen Selbstzuschreibungen gestellt werden, denn Zusammengehörigkeitsgefühle scheinen mehr aus den gemeinsamen Vorstellungsbildern zum Ekeln als aus gemeinsamen Vorlieben zu entstehen. Andrerseits funktionieren Abgrenzung und Abwertung sowie gesellschaftliche Positionszuweisung über Zuschreibungen, die sich auf Definitionen von Ekel und Abscheu beziehen. Ekel ist nicht nur als Verbindungslinie zwischen Körper und Kultur[100] zu verstehen, sondern auch als Zeichen, das «das Andere» bzw. «die Anderen» markiert. Bedeutungsaufladungen, die mit dem Ekelhaften korrespondieren, unterliegen einem ständigen Wandel, stehen immer im Verhältnis zu kulturellen Vorgaben und Rahmungen und können doch im hohen Masse individuell zugeschnitten sein. Auf einer ersten, körperlichen Ebene dient Ekel der Grenzziehung und der Abstossung von Gefährlichem und Unverträglichem,[101] auf einer zweiten Ebene werden über ihn sowohl bewusst und strategisch als auch unbewusst Differenzen hergestellt, die – eingeschrieben in Wissensordnungen – als Orientierungspunkte von Subjektivierungsprozessen zu betrachten sind. Ausgehend von Sprache und Körperlichkeit liess sich darauf hinweisen, dass die Gestaltung touristischer Räume stark auf soziale Räume, auf spezifische Raumpraxen[102] und auf Wahrnehmungsnormen wirkt. Forschungspraktisch scheint der Blick auf das Abjekte insofern lohnend, als dass es Stellen markiert, die nicht nur über den Status quo von Regelhaftigkeiten und Ordnungssystemen informieren, sondern auch den empirischen Zugriff auf Verläufe ihrer Implementierung erlauben.



Abb. 1: Selbstklebendes Abziehbild aus dem Sortiment des Verbandes der Tiroler Privatvermieter. Der private Beherberger 2000, Nr. 1, S. 7.



Abb. 2: Der Chef des Tourismusverbandes Ötztal äusserte sich zu diesem Bild der Europabrücke wie folgt: «Dieses Foto hat eine Berechtigung im Bereich der künstlerischen Fotografie. Für eine Werbekampagne ist das aber nichts. Das Bild zeigt eine zerstörte Landschaft.» (Vgl. Autobahn-Inserat der Tirol Werbung sorgt für Unmut. In: Tiroler Tageszeitung, 01.06.2012, S 21.)

Anmerkungen

1 Amt der Tiroler Landesregierung: Gesetz vom 26. Juni 1959 über die Beherbergung von Fremden als häusliche Nebenbeschäftigung (Privatzimmervermietungsgesetz). StF: LGBl., Nr. 29/1959. Anzumerken ist, dass auch Ferienwohnungen privat vermietet werden können.

2 Andere Regelungen gelten bei der privaten Vermietung von Ferienwohnungen.

3 Wissen wird kollektiv erzeugt, es ist kontingent und veränderbar. Gesellschaftliche Wissensordnungen werden hier als Produkte diskursiver und nicht diskursiver Praktiken verstanden. Über Diskurse, aber auch anhand von konkreten Handlungen, Routinen und Gegenständlichkeiten werden Wissensbestände generiert und stabilisiert. Bei der Wahrnehmung von Wirklichkeit wird auf Wissensvorräte (Regeln, Normen, Werte, Rezeptwissen etc.) zurückgegriffen. Vgl. dazu beispielsweise: Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt. Konstanz 2003 und Foucault, Michel/Konersmann, Ralf: Die Ordnung des Diskurses. (Inauguralvorlesung am Collège de France, 2. Dezember 1970). 9. Aufl., Frankfurt a. M. 2003.

4 Röthl, Martina: Interview/2 mit Sonja R. (Jg. 1954), geführt am 07.06.2011 in W. Die Namen der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner wurden geändert, auf expliziten Wunsch hin, werden auch die Orte nicht genannt. Zur geschlechtsneutralen Schreibweise: Ich spreche insgesamt von Vermieterinnen und Vermietern, Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern etc. und verwende männliche bzw. weibliche Formen, wenn explizit von Männern oder Frauen die Rede ist.

5 Gyr, Ueli: Währschafte Kost. Zur Kulinarisierung von Schweizer Spezialitäten im Gastrotrend. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 105 (2002), S. 105–123, S. 105.

6 Kristeva, Julia: Powers of Horror: An Essey on Abjection. New York 1982, S. 4.

[7] Vgl. dazu: Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt a.M. 1999, S. 522–534.

[8] Jeggle, Utz: Essgewohnheiten und Familienordnung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 84 (1988), S. 189–205, S. 190 und 191. Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. 1982, S. 124f.

[9] Braun, Karl: Grenzziehungen im Imaginären – Konstitution von Kultur. In: Hengartner, Thomas (Hrsg.): Grenzen&Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen. 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Dresden 2005. Leipzig 2006, S. 19–39, S. 31.

[10] Das Dissertationsprojekt entsteht unter dem Arbeitstitel «Privat(zimmer)vermietung in Tirol – halböffentliche Schwellenräume im Fokus» am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie an der LFU Innsbruck. Es wird/wurde gefördert vom Vizerektorat für Forschung/LFU Innsbruck, dem Tiroler Wissenschaftsfond und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. An dieser Stelle bedanke ich mich bei Timo Heimerdinger und Valeska Flor, die Vorentwürfe zu diesem Beitrag kritisch gelesen und kommentiert haben.

[11] Insgesamt wurden etwa 95 Gespräche geführt, davon 25 informelle Gespräche mit Personen aus ganz unterschiedlichen touristischen Bereichen. Berücksichtigt wurden zudem private Fotografien und Videos, Gästebücher, Briefe, Tourismusmagazine, Plakate, Prospekte, Homepages, Reiseführer sowie Heimat-, Werbe- und Lehrfilme, Gesetzestexte, Radio- und Fernsehsendungen, Qualifikationsarbeiten an Tourismushochschulen, Studien/Auftragsarbeiten, Statistiken, ausserdem Gegenstände des täglichen Gebrauchs, Dekorationsartikel, Andenken, Möbel, Kleidungsstücke usw. Hinzu kommen die Auswertung der Tagespresse und die Daten aus der teilnehmenden Beobachtung.

[12] Vgl.: Hochschild-Russel, Arlie/Kardoff, Ernst von/Neckel, Sighard: Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle. Erweiterte Neuausgabe, Frankfurt a.M. 2006. Smith, Valene L.: Hosts and guests. The anthropology of tourism. Oxford 1978. Langreiter, Nikola: Einstellungssache. Alltagsstrategien und -praktiken von Tiroler Gastwirtinnen. Wien 2004 und die Beiträge in: Spode, Hasso/Cantauw, Christiane (Hrsg.): Gebuchte Gefühle. Tourismus zwischen Verortung und Entgrenzung. Voyage. Jahrbuch für Reise- und Journalismusforschung 7 (2005).

[13] Entlang von Aussagen zur Unterscheidung «echter» und «unechter» Gefühle wurde deutlich, dass besonders für kleinstrukturierte Dienstleistungsbetriebe gelten dürfte, dass die Grenzen weniger scharf zu ziehen sind, als dies z.B. innerhalb der Arbeitssoziologie (z.B. Hochschild-Russel 2006, wie Anm. 12) lange Zeit angenommen wurde.

[14] Die 1962 gegründete Interessenvertretung nennt sich nach mehreren Namensänderungen seit 2011 «Privatvermieter Verband Tirol».

[15] Innerhalb dispositivtheoretischer Ansätze wird davon ausgegangen, dass Strategien auf als solche konnotierte gesellschaftliche Problemlagen/Dringlichkeiten/Urgences fokussieren, über die sich historische Bezugsrahmen herstellen und Machtbeziehungen sichtbar machen lassen. Vgl.: Das Spiel des Michel Foucault. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hrsg.): Michel Foucault. Geometrie des Verfahrens. Schriften zur Methode. Frankfurt a.M. 2009, S. 215–220, S. 216.

[16] Röthl, Martina: Interview/27/I mit Maria N. (Jg. 1955), geführt am 29.07.2011 in A.

[17] Röthl, Martina: Interview/18 mit Anton B. (Jg. 1963), geführt am 26.07.2011 in Galtür

[18] Röthl, Martina: Interview/53 mit Silvia S. (Jg. 1952), geführt am 09.10.2011 in S.

[19] Badura, Bernhard, zitiert nach Silberzahn-Jandt, Gudrun: Zur Leiblichkeit eines Gefühls. Ekelerfahrungen in Beziehungen zwischen Krankenpflegepersonal und PatientInnen. In: Eisch, Katharina/Hamm, Marion (Hrsg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. Tübingen 2001, S. 48–59, S. 52.

[20] Röthl, Martina: Interview/33 mit Lydia J. (Jg. 1974), geführt am 26.07.2011 in Galtür.

[21] Röthl, Martina: Interview/53 (wie Anm. 18).

[22] Bei Nähe als Bedingung für Ekel und Mit-Objekt des Ekelgefühls kann es sich nach Aurel Kolnai auch um eine erinnerte Nähe handeln. Kolnai stellt aber den durch das Hören ausgelösten Ekel infrage. Vgl.: Kolnai, Aurel: Der Ekel. In: Geiger, Moritz: Beiträge zur Phänomenologie des ästhetischen Genusses, 2. Aufl., Tübingen 1974, S. 119–173, S. 128f. Vgl. dazu auch: Miller, William I.: The anatomy of disgust. Cambridge, 1998, S. 82f.

[23] Vgl.: Silberzahn-Jandt 2001 (wie Anm. 18), S. 53.

[24] So z.B. auch die einhellige Meinung befragter Touristikerinnen und Touristiker aus anderen Bereichen.

[25] Köstlin, Konrad: Das fremde Essen – das Fremde essen. Anmerkungen zur Rede von der Einverleibung des Fremden. In: Müller, Siegfried/Otto, Ulrich/Otto, Hans-Uwe (Hrsg.): Fremde und

Andere in Deutschland. Nachdenken über das Einverleiben, Einebnen, Ausgrenzen. Opladen 1995, S. 219–234, S. 232.

[26] Vgl.: Rolshoven, Johanna: Going South! Lokalität und Mobilität in einer touristischen Übergangsregion. In: Göttsch, Silke/Binder, Beate/Kaschuba, Wolfgang (Hrsg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster, München, Berlin u.a. 2005, S. 135–146, S. 144.

[27] Röthl, Martina: Interview/3 mit Laura N. (Jg. 1930), geführt am 18.05.2011 in Riez.

[28] Dies dürfte damit in Zusammenhang stehen, dass die Tiroler Umgangssprache viele verschiedene Entsprechungen und Umschreibungen für das Ekeln kennt.

[29] Röthl, Martina: Interview/4 mit Gudrun N. (Jg. 1957), geführt am 15.03.2011 in Fügen.

[30] Friedensburg, Ferdinand: Die Alpenfahrt der Familie Ekel. Eine wahre Geschichte von F. Montanus. 4. Aufl. München 1920.

[31] Röthl, Martina: Interview/50 mit Margarethe F. (Jg. 1964), geführt am 12.08.2011 in F.

[32] Z.B. wurde der Ötztaler Dialekt von der UNESCO 2011 als Kulturerbe anerkannt.

[33] Vgl.: Douglas, Mary/Luchesi, Brigitte: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. 5. Aufl. Frankfurt a.M. 1992. Braun, Christina von: Zum Begriff der «Reinheit». In: metis. Zeitschrift für historische Frauenforschung 6 (1997), Heft 11, S. 7–25.

[34] Raulff, Ulrich: Chemie des Ekels und des Genusses. In: Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph (Hrsg.): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt a.M. 1982, S. 241–258, S. 243.

[35] Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation (Erster Band, Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes). 7. Aufl. Frankfurt a.M. 1980.

[36] Z.B.: Röthl, Martina: Interview/51 mit Lore T. (Jg. 1950), geführt am 11.08.2011 in F. Röthl, Martina: Interview/2 (wie Anm. 4).

[37] Vgl. dazu Flanagan, Mary/Booth, Austin: Re:skin. Cambridge, London 2009.

[38] Röthl, Martina: Interview/7 mit Inge J. (Jg. 1964), geführt am 21.03.2011 in Telfs.

[39] In mehreren Interviews wurde betont, dass man mit Gummihandschuhen nicht «richtig» putzen könne.

[40] Bauman, Zygmunt: Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg 1999, S. 23.

[41] Röthl, Martina: Informelles Gespräch/17 mit Hermann U. (Jg. 1960), geführt am 04.01.2011 in Innsbruck.

[42] Vgl.: Menninghaus, Winfried: Ekel. Vom negativen Definitionsmodell des Ästhetischen zum «Ding an sich». In: Stockhammer, Robert (Hrsg.): Grenzwerte des Ästhetischen. Frankfurt a.M. 2002, S. 44–57, S. 49. Raulff 1982 (wie Anm. 34), S. 247. Anz, Thomas: Unlust und Lust am Ekelhaften in Literatur und Kunst. In: Kick, Hermes A./Kübler, Klaus (Hrsg.): Ekel. Darstellung und Deutung in den Wissenschaften und Künsten. Hürtgenwald 2003, S. 148–159.

[43] Köstlin 1995 (wie Anm. 25), S. 226.

[44] Röthl, Martina: Interview/5 mit Karla G. (Jg. 1961), geführt am 17.06.2011 in Lans.

[45] Vgl.: Rachewiltz, Siegfried de: Alpine Speisesitten zwischen Mythos und Realität in Reiseberichten aus Tirol. In: Schneider, Ingo/Petzoldt, Leander (Hrsg.): Europäische Ethnologie und Folklore im internationalen Kontext. Festschrift für Leander Petzoldt zum 65. Geburtstag. Frankfurt am Main 1999, S. 659–674, S. 663.

[46] Vgl. Ebd. und ausserdem: Kraus, Marianne/Brosch, Helmut: Für mich gemerkt auf meiner Reise nach Italien 1791. Reisetagebuch der Malerin und Erbacher Hofdame. Buchen 1996, S. 31.

[47] Tiroler Schützen-Zeitung, Nr. 78, 28. September 1852, S. 351 und 352.

[48] Sowohl Aurel Kolnai als auch William Miller unterscheiden zwischen Verbots- und Überdrussekel. (Vgl. Anm. 22).

[49] Z.B.: Köstlin 1995 (wie Anm. 26), S. 232.

[50] Jeggle, Utz/Korff, Gottfried: Homo Zillertaliensis oder wie ein Menschenschlag entsteht. In: Der Bürger im Staat, 24 (1974), Heft 3, S. 182–188, S. 182.

[51] Röthl, Martina: Interview/22 mit Notburga K. (Jg. 1943), geführt am 27.06.2011 in Lans.

[52] Foucault, Michel: Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. München 1963, S. 177.

[53] Kotzebue, August Friedrich Ferdinand von: Erinnerungen von einer Reise nach Liefland, nach Rom und Neapel. Berlin 1805, 1. Teil, S. 61.

[54] Vgl. dazu: Lässer, Adolf: 100 Jahre Fremdenverkehr in Tirol. Die Geschichte einer Organisation. Innsbruck 1989, S. 20f.

[55] Jeggle, Utz: Runterschlucken. Ekel und Kultur. In: Kursbuch 129 (September 1997), S. 12–26, S. 19.

[56] Institut für Verkehr und Tourismus: Tätigkeitsbericht 1992, S. 16.
[57] Luger, Kurt/Rest, Franz: Der Alpentourismus: Konturen einer kulturell konstruierten Sehnsuchtslandschaft. In: Luger, Kurt (Hrsg.): Der Alpentourismus. Entwicklungspotenziale im Spannungsfeld von Kultur, Ökonomie und Ökologie. Innsbruck 2002, S. 11–46.
[58] Röthl, Martina: Interview/13 mit Irene S. (Jg. 1942), geführt am 22.07.2011 in RuR.
[59] Rückwärtsrolle vom Sautner Dorfchef. In: Rundschau, 10.08.2011, S. 20.
[60] Röthl, Martina: Interview/54 mit Anja Z. (Jg. 1977), geführt am 08.11.2011 in S.
[61] In informellen Gesprächen und Interviews so vermittelt, wörtlich bei: Planer, Klaus: Der Fremdenverkehr Nordtirols. Dissertation. Wien 1970, S. 89 und 90.
[62] Erzählungen zu dieser Praxis werden speziell in den ersten Nachkriegsjahrzehnten verortet.
[63] Vgl.: Douglas/Luchesi 1992 (wie Anm. 34), S. 12.
[64] Tschofen, Bernhard: Berg, Kultur, Moderne. Volkskundliches aus den Alpen. Wien 1999, S. 96.
[65] Feriencurse für Ausländer. Ein Beitrag zur Fremdenverkehrsfrage in den österreichischen Alpenländern. In: Innsbrucker Nachrichten, Nr. 131, 11. Juni 1901, S. 9 und 10, S. 10.
[66] Röthl, Martina: Interview/35 mit Robert G. (Jg. 1957), geführt am 27.07.2011 in S.
[67] Ebd.
[68] Das Blatt erschien zunächst als «Privater Beherberger», dann als «Privater Gastgeber» und «Tiroler Gastgeber», seit 2011 nennt es sich «Mitglieder Magazin».
[69] Die Hausfrau als Zimmervermieterin. In: Der private Beherberger 1965, Nr. 1, keine Seitenzahlen.
[70] Gäste beschweren sich … . In: Der private Beherberger 1968, Nr. 4, keine Seitenzahlen.
[71] Das Frühstück unserer Gäste. (Die Liebe geht durch den Magen). In: Der private Beherberger 1966, Nr. 1, keine Seitenzahlen.
[72] Gute Gäste durch gediegene Gästezimmer. In: Der private Beherberger 1966, Nr. 3, keine Seitenzahlen.
[73] Jürgen Link schlägt vor, parallel zur «industriellen Normierung von «sozialer Normierung» zu sprechen und erwähnt in diesem Zusammenhang die auf Dynamik zielenden Dressuren mittels Konkurrenzen. Vgl.: Link, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 3. Aufl. Göttingen 2006, S. 117 und 118.
[74] Vgl. dazu: Leiseder, Helga: Wie der grosse Fremdenverkehr sich auf die kleine Frau XY auswirkt … oder: «Lei drei kloane Punktln…». In: Gruppe Föhn (Hrsg.): Föhn. Zeitschrift fürs Tiroler Volk 1979, Nr. 2, S. 54. Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. 11. Aufl. Frankfurt a.M. 1995, S. 256–263.
[75] Der Tiroler Gastgeber 2007, Nr. 4, S. 19.
[76] Vgl. dazu: Augustin, Silvia/Harms, Kirsten: Lust oder Verlust? Urlaub als Aufgabe. Die Gast-Gastgeber-Beziehung im Spannungsfeld von emotionalem Erleben und Emotionsarbeit. In: Spode, Hasso/Cantauw, Christiane (Hrsg.): Gebuchte Gefühle. Tourismus zwischen Verortung und Entgrenzung. Wien, München 2005, S. 10–24, S. 16. Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. 3. Aufl. München 1976.
[77] Silberzahn-Jandt 2001 (wie Anm. 18), S. 49.
[78] Röthl, Martina: Interview/19 mit Hannelore W. (Jg. 1962), geführt am 24.05.2011 in T.
[79] Douglas/Luchesi 1992 (wie Anm. 33), S. 149.
[80] Ausgenommen werden müssen hier wohl z.B. Motive christlich-abendländischen Zuschnitts, die sich auf die Gebote der Demut und des Dienens beziehen.
[81] Röthl, Martina: Interview/14 mit Margit F. (Jg. 1945), geführt am 20.07.2011 in Innsbruck.
[82] Röthl, Martina: Interview/52 mit Franz A. (Jg. 1944), geführt am 14.01.2011 in Silz.
[83] Röthl, Martina: Interview/10 mit Else L. (Jg. 1970), geführt am 15.03.2011 in Fügen.
[84] Vgl.: Breuss, Susanne: Die Stadt, der Staub und die Hausfrau. Zum Verhältnis von schmutziger Stadt und sauberem Heim. In: Hörandner, Edith et al. (Hrsg.): Urbane Welten. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz. Wien 1999, S. 353–377.
[85] Langreiter, Nikola/Rolshoven, Johanna/Steidl, Martin: Ordnung ist nur das halbe Leben … In: Langreiter, Nikola e.a. (Hrsg.): SOS Sauberkeit Ordnung Sicherheit in der Stadt. Innsbruck 2010, S. 7–22, S. 11.
[86] Röthl, Martina: Interview/42 mit Maria W. (Jg. 1939), geführt am 09.08.2011 in Roppen.
[87] Röthl, Martina: Interview/5 (wie Anm. 44).
[88] Interviewt wurden neun Männer, allerdings nur zwei, die die Privatvermietung quasi im Alleingang betreiben.

[89] Vgl. dazu: Reuter, Julia: Geschlechterleben im Privathaushalt. Die Macht der Gleichheit und die Ohnmacht der Gesten. In: Reuter, Julia/Wolf, Katja (Hrsg.): Geschlechterleben im Wandel. Zum Verhältnis von Arbeit, Familie und Privatsphäre. Ausgewählte Beiträge der 4. Fachtagung Frauen-/Gender-Forschung in Rheinland-Pfalz. Tübingen 2006, S. 263–278, S. 271.

[90] Vgl. dazu: Silberzahn-Jandt, Gudrun: Frauen, Müll und Geld. Zum Zusammenhang von haushälterischem Handeln und Müllkultur. In: Hofmann, Michael (Hrsg.): Ökostile. Zur kulturellen Vielfalt umweltbezogenen Handelns. Marburg 1999, S. 145–169. Windmüller, Sonja: Abfallkultur. Volkskundliche Aspekte des modernen Mensch-Müll-Verhältnisses. In: Both, Frank/Fansa, Mamoun (Hrsg.): Müll. Facetten von der Steinzeit bis zum Gelben Sack; Führer durch die Ausstellung. Oldenburg 2003, S. 113–121.

[91] Silberzahn-Jandt 2001 (wie Anm. 19), S. 58.

[92] Anders verhält es sich etwa bei der Vermietung von Ferienwohnungen und bei Kurzaufenthalten in stark frequentierten Tourismus-Orten.

[93] Köstlin, Konrad: Lust aufs Ganze. Die gedeutete Moderne oder die Moderne als Deutung – Volkskulturforschung in der Moderne. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 98 (1995), S. 255–275, S. 273.

[94] Röthl, Martina: Interview/2 (wie Anm. 4).

[95] Menninghaus 2002 (wie Anm. 43), S. 51.

[96] Röthl, Martina: Interview/53 (wie Anm. 18).

[97] Vgl dazu: Stolz, Matthias: «Manche Männer benehmen sich wie Tiere». In: Die Zeit, Zeit Magazin Nr. 24 vom 09. Juni 2011. Online verfügbar: http://www.zeit.de/2011/24/Hotel-Zimmermaedchen (Zugriff: 10.12.2011).

[98] Jeggle 1997 (wie Anm. 55), S. 23.

[99] Der Verband der Tiroler Privatvermieter hat in den 1980er Jahren mit der Aktion «Das empfohlene Privatquartier» verbindliche Vorgaben geschaffen, seit 1996 besteht die Möglichkeit zur «Prädikatisierung». Unterkünfte müssen gewissen Standards entsprechen, werden regelmässig kontrolliert und mit 1 bis 4 Edelweiss ausgezeichnet.

[100] Jeggle 1997 (wie Anm. 55), S. 25.

[101] Ebd. S. 14.

[102] Vgl.: Lefebvre, Henri: The production of space. Oxford u. a. 1991.